Das pädagogisch-therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen

Silke Birgitta Gahleitner

Psychiatrie Verlag

Silke Birgitta Gahleitner

Das pädagogisch-therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen

Mit einem Beitrag zur sequentiellen Traumatisierung von Dorothea Zimmermann

Psychiatrie Verlag

Silke Birgitta Gahleitner ist Psychotherapeutin und Professorin für Klinische Psychologie und Sozialarbeit an der Alice Salomon-Hochschule Berlin. Sie war mehrere Jahre als Sozialarbeiterin und Psychotherapeutin in der therapeutischen Wohngemeinschaft Myrrha sowie in eigener Praxis tätig. Dort hat sie insbesondere mit traumatisierten Mädchen gearbeitet. Als Sachverständige für den »Runden Tisch Heimerziehung« sind ihr außerdem die Erfahrungen von Heimkindern in den 50er- und 60er-Jahren vertraut.
Für dieses Buch hat sie Betreuungsprozesse in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe aus der Sicht ehemaliger Klientinnen und Klienten und deren damaligen Bezugsbetreuern und -betreuerinnen analysiert.

Silke Birgitta Gahleitner

Das pädagogisch-therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen

Mit einem Beitrag zur sequentiellen Traumatisierung von Dorothea Zimmermann

Psychiatrie Verlag

Silke Birgitta Gahleitner
Das pädagogisch-therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen

3. aktualisierte Auflage 2021
ISBN-Print: 978-3-96605-104-0
ISBN-PDF: 978-3-96605-116-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Psychiatrie Verlag im Internet: www.psychiatrie-verlag.de

© Psychiatrie Verlag, Bonn 2011, Köln 2017, 2021
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf ohne Zustimmung
des Verlags vervielfältigt, digitalisiert oder verbreitet werden.
Wissenschaftliche Redaktion und Lektorat: Ilona Oestreich
Umschlaggestaltung: GRAFIKSCHMITZ, Köln, unter Verwendung eines Fotos
von Ute Hüper, Köln
Typografiekonzeption: Iga Bielejec, Nierstein
Satz: Psychiatrie Verlag, Köln
Druck und Bindung: medienHaus Plump GmbH, Rheinbreitbach

Danksagung 7

Einleitung 8

Erik – eine »Jugendhilfekarriere« mit vielen Abbrüchen 13

Was wirkt? 16

Beziehung als Schlüsselfaktor für einen Neuanfang 19

Das »pädagogisch- therapeutische Milieu« 22

Wozu wird das »pädagogisch-therapeutische Milieu« gebraucht? 22

Woher kommt das »pädagogisch-therapeutische Milieu«, und wie lässt es sich charakterisieren? 27

Das »pädagogisch-therapeutische Milieu« in der stationären Kinder- und Jugendarbeit heute 32

Bindungs- und Beziehungskompetenz im Betreuungsalltag 35

Alltag und Lebenswelt 35

Bindung und Beziehung 39

Veränderungsrelevante Momente 43

Qualität in der stationären Kinder- und Jugendarbeit bedeutet »schützende Inselerfahrungen« herstellen 46

Traumasensibilität als zentrale Problem- und Fachkompetenz 48

Komplexe Störungen fachkompetent wahrnehmen 48

Traumafolgestörungen 49

Traumabewältigung 56

Ressourcenorientierte Unterstützung 60

Die Vielfalt psychosozialer Vernetzungskompetenz 62

Soziale Netzwerke 62

Innerinstitutionelle Zusammenarbeit 65

Interinstitutionelle Zusammenarbeit 75

Qualifizierte Vernetzungsarbeit bietet und benötigt Ressourcen 79

Die Praxis vor Ort: Trauma- und beziehungssensible Diagnostik in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit 81

Zum Beispiel Nathalie 81

Psychosoziale Diagnostik 83

Psychosoziale Diagnostik und Hilfeplanung 100

Die Praxis vor Ort: Trauma- und beziehungssensible Intervention in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit 101

Psychosoziale Intervention 101

Traumaarbeit muss interdisziplinär und einrichtungsübergreifend organisiert werden 122

Abschließende Überlegungen: Anerkennung, Würde und Respekt als grundlegende Paradigmen der stationären Kinder- und Jugendarbeit 125

Literatur 131

Danksagung

Dieses Buch wäre nicht möglich gewesen ohne den Mut und die Offenheit der Mädchen und Jungen, die in meiner langjährigen Praxis und über Forschungszusammenhänge ihre z. T. schmerzhaften Erfahrungen mit mir geteilt haben und sie einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.
Karin Koch vom Psychiatrie Verlag hat die Idee zum Buch engagiert aufgenommen und – auch die zweite überarbeitete Auflage – tatkräftig unterstützt. Der Dank dafür geht an sie und den gesamten Verlag mit einer hervorstechend partizipativen Struktur, ein heute selten gewordenes Kennzeichen. Ohne die inhaltliche, formale und ideelle Unterstützung von Ilona Oestreich wiederum wäre das Manuskript niemals in Form gekommen. Ihr verdanke ich eine stetige Begleitung im Schreibprozess, die ich nicht mehr missen wollen würde.
In meiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Alice Salomon Hochschule verdanke ich meinen Studierenden die stete Herausforderung durch kritische Fragen und produktive Inputs über interessante Abschlussarbeiten. Insbesondere Anne Weißleder, Ute Koop und Petra Falk sind hier in besonderer Weise für die 1. Auflage hervorzuheben. Ihnen verdanke ich wichtige Impulse für dieses Buch und eine kritische Begleitung über den Schreibprozess hinweg. Miriam Weber hat mich bei der zweite Auflage konstruktiv-kritisch begleitet.
Nicht nur zum Ende des Schreibprozesses hin, sondern bereits über den Verlauf hinweg und auch noch nach Druck das Buches haben mich zahlreiche Kolleginnen und Kollegen unterstützt, die Idee mit mir vorangetrieben und ganz konkret zum Manuskript Stellung genommen. Ich danke hier insbesondere Maria Krautkrämer-Oberhof, Wilma Weiß und Claus-Peter Rosemeier.
An alle hilfreichen Hände nochmals ein herzliches Dankeschön.
Auch wenn es nicht recht in eine Danksagung passt, sei mir noch eine kurze Bemerkung gestattet. Trotz vieler Versuche gibt es derzeit keine sprachlich überzeugende geschlechtergerechte Lösung, die vom Verlag akzeptiert wird. Das von mir bevorzugte »Binnen-I« konnte daher leider nicht umgesetzt werden. Wo immer im folgenden Text über »Einseitigkeit« Unbehagen aufkommen mag, die Absicht, auch das jeweils andere Geschlecht mit einzubeziehen, stand stets dahinter. Diese Bemerkung sei dem gesamten Buch vorangestellt.

Einleitung

Dieses Buch ist aus der Erfahrung in psychosozialen Arbeitsbereichen stationärer Kinder- und Jugendarbeit geschrieben und an alle psychosozialen Berufsgruppen in diesem Tätigkeitsbereich gerichtet. Täglich werden in Deutschland ca. 87 Kinder in die stationäre Kinder- und Jugendhilfe aufgenommen. Durchschnittlich verbringen sie dort mehr als zwei Jahre (Lotte & Pothman 2010). Im Jahr 2017 wurden 51.126 Kinder und Jugendliche in heimähnlichen Einrichtungen fremd untergebracht (Statistisches Bundesamt 2019, S. 248), ca. 5.000 benötigten 2014 einen psychiatrischen Aufenthalt (Bölt & Graf 2012), ein großer Teil der Kinder und Jugendlichen benötigt beide Hilfesysteme. Kinder und Jugendliche mit diesem Hilfebedarf sind gekennzeichnet durch komplexe Problemlagen mit intensivem pädagogischen *und* therapeutischen Bedarf, ca. ein Drittel zeigt so viele psychiatrische Störungen und Problemlagen wie nur zwei Prozent der Kinder aus der Allgemeinbevölkerung. Frühe Traumatisierung nimmt dabei eine Spitzenstellung ein. Etwa 80 % der Kinder geben an, eine oder mehrere traumatische Erfahrungen gemacht zu haben, die meisten von ihnen in der unmittelbaren häuslichen Umgebung durch Gewalterleben, Misshandlung, Vernachlässigung oder Missbrauch (Schmid 2010b).

Unter zunehmendem Kostendruck in der Jugendhilfe lässt sich eine Verschiebung in Richtung ambulanter Angebote feststellen – mit der Zielsetzung, stationäre Unterbringungen zur vermeiden. Die dadurch besonders hohe Rate von Kindern und Jugendlichen mit psychiatrischen Störungsbildern in den stationären Hilfen (Schmid u.a. 2006) stellt hohe Anforderungen an die methodische Qualifizierung in der Betreuung, Begleitung und Behandlung. Betrachtet man das Gesamtvolumen der anfallenden Arbeit, wird personell der größte Teil der stationären Hilfen mit Fachkräften aus der Sozialen Arbeit und pädagogischen Disziplinen bestritten. Die Arbeitsrealität in dem anspruchsvollen Versorgungssegment drückt sich jedoch nicht immer in einem entsprechenden Selbstverständnis dieser Berufsgruppen aus. In den letzten Jahren hat sich zudem die Wissenschafts- und Ausbildungslandschaft verändert. Die neuen Studienabschlüsse nach Bologna ermöglichen neue Chancen für die

psychosozialen Professionen, neue (Teil-)Disziplinen und fachliche Identitäten sind entstanden.

Aus einer anderen Richtung wird – insbesondere unter dem Blickwinkel der Kostenentwicklung in der Kinder- und Jugendhilfe – die Frage nach der Effektivität und Effizienz stationärer Jugendhilfemaßnahmen und der Fundierung psychosozialer Arbeitsansätze gefragt (Günder u. a. 2004). Basierten Überlegungen und Beschreibungen zur stationären Arbeit mit Kindern und Jugendlichen bisher häufig auf Praxiserfahrungen, wächst in den letzten Jahren kontinuierlich die Forschungsaktivität innerhalb der Jugendhilfe und dort auch dem stationären Bereich. Im Rahmen einer Katamnesestudie in stationären Einrichtungen der Berliner Jugendhilfe (KATA-TWG) wurden neben zahlreichen Daten aus Betreuungsakten insbesondere Betreuungsprozesse aus der Sicht ehemaliger Klientinnen bzw. Klienten und deren damaligen Bezugsbetreuern und -betreuerinnen reflektiert (Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin 2009). Entlang der Prämisse: »Pädagogische Arbeit kann nur gelingen, wenn das Verhalten, Denken, Fühlen und Handeln dieser Jugendlichen nicht nur unter dem Blickwinkel der eigenen Weltsicht, sondern insbesondere unter der Perspektive der Sinngebung der Jugendlichen selbst erfaßt wird« (Sobczyk 1993, S. 63) wurde den Wahrnehmungen und Deutungsprozessen der ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner in der Studie besonders viel Aufmerksamkeit geschenkt (alle Originalzitate stammen aus dieser vorliegenden Studie, die Namen wurden jedoch zum Teil geändert).

Der vorliegende Band ist daher ausdrücklich als Brücke zwischen Praxis und Theorie gedacht und auch aus einer Verknüpfung der verschiedenen Erfahrungsebenen Forschung, Lehre und Praxis entstanden. Psychosoziale Fachkräfte verfügen häufig in der Praxis über einen immensen Schatz an wichtigen fachrelevanten Erfahrungen. Oft jedoch fällt es aufgrund der Komplexität des Alltags schwer, das dort erworbene Erfahrungswissen systematisch an Konzepte und Theoriebestände zurückzubinden. In den letzten Jahren hat sich insbesondere die Traumapädagogik darum bemüht, die Theorie-Praxis-Verknüpfung für Fachkräfte in der stationären Kinder- und Jugendhilfe und darüber hinaus zugänglich zu machen (vgl. z. B. Bausum u. a. 2013; Gahleitner 2012; Hantke & Görges 2012; Streeck-Fischer 2012; Weiss 2013; Überblick bei Weiss u. a. 2016) Eine gelungene Theorie-Praxis-Verknüpfung bietet die Möglichkeit zu strukturierter Intuition, die sich vor einem breiten Wissenshintergrund gekonnt entfalten kann und anschließend die

eigene Arbeit fachlich qualifiziert beschreiben kann. In diesem Sinne sind auch die für ein an die Praxis gerichtetes Bändchen recht zahlreichen Literaturverweise zu verstehen. Sie sind nicht nur eine Frage von fachlicher Präzision beim Schreiben, sondern sollen in erster Linie als Chance dazu dienen, zu einzelnen Themen bei Interesse vertiefend weiterlesen zu können.

Der Band beginnt mit einem Fallbeispiel aus der genannten Studie. An »Eriks« Lebensgeschichte wird deutlich, wie komplex die Problemlagen der Kinder und Jugendlichen in stationären Einrichtungen sein können und wie hilfreich sich qualifizierte Unterstützung im Lebensverlauf auswirken kann. Doch welche Konzeptionen und Interventionen führen zum Erfolg? Verfolgt man diese Fragestellung, wird deutlich, dass die untersuchten Berliner Einrichtungen milieutherapeutischen Überlegungen verpflichtet sind, die eine Zeit lang in Pädagogik und Heimerziehung abgelehnt wurden, in der Sorge, sich damit therapeutischen medizinisch-psychiatrischen Logiken zu unterwerfen (Krumenacker 1994). »Therapeutisches Milieu« bedeutet jedoch ausdrücklich *nicht* eine Therapeutisierung des Alltags, sondern eine explizite Betonung auf pädagogisch verwurzelte Betreuungskonzeptionen. Diese Tatsache wird im Buch ausdrücklich erläutert und hat zu der Verwendung des Begriffs »pädagogisch-therapeutisches Milieu« (Gahleitner 2016) geführt. Stationäre Kinder- und Jugendarbeit, als Milieugestaltung verstanden, spannt – wie im zweiten Kapitel deutlich wird – eine zwischenmenschliche sowie räumliche und institutionelle pädagogische Perspektive auf, die für fachliche Kontinuität und Stabilität in personeller wie struktureller Hinsicht steht: entlang dem Grundkonzept, dass Problemlagen und Störungen immer eine biografisch-verstehende Dimension enthalten und damit über die Arbeit im Alltag verstehbar und veränderbar sind.

Ausführungen, Zitate und Aussagen aus den Interviews der Studie begleiten auch die gesamten weiteren Ausführungen des Bandes und tragen auf diese Weise zu einer Veranschaulichung theoretischer Inhalte bei. Als elementare Charakteristika im Rückblick auf positive Aspekte der Betreuung lassen sich aus Sicht ehemaliger Bewohnerinnen und Bewohner dialogische Beziehungsorientierung im partizipativ geteilten Lebensalltag, Fachkompetenz und personelle, disziplinäre wie methodische Vielfalt sowie psychosoziale Vernetzungskompetenz herauskristallisieren. Diese Einflussfaktoren, die innerhalb des Gesamtrahmens »pädagogisch-therapeutisches Milieu« für »wirksame Betreuung« und bedeutsame Lebens- und

Entwicklungsperspektiven sorgen, werden in den folgenden drei Kapiteln aus theoretischer wie praktischer Perspektive systematisch erläutert. Einblendungen von Vertiefungskästchen zu theoretischen Inhalten sollen helfen, das Hintergrundwissen bereitzustellen, das man in der tagtäglichen Praxis braucht, um sicher und kompetent handeln zu können. Überdies dienen zahlreiche Fallsequenzen einem konkreten Transfer der theoretischen Ausführungen in die Praxis.

Stationäre Kinder- und Jugendarbeit in der Jugendhilfe wie in Kliniken muss einen lebbaren, identifikationsfähigen Alltag bereitstellen und zugleich zielgerichtet und systematisch handeln. Alle Maßnahmen müssen darauf abgestimmt sein, dass jedes Kind tagtäglich vor der Aufgabe steht, trotz aller traumatischen Belastungen – und mit ihnen – die jeweiligen Veränderungen seiner Lebenslage psychisch zu verarbeiten. Dafür benötigt es bei allen dort arbeitenden Berufsgruppen ausreichende Fachkenntnisse – auch der jeweils angrenzenden Arbeitsbereiche, damit für die konkrete Fallarbeit divergente Dimensionen miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Für eine strukturierte Argumentation und Handlungssicherheit in Hilfeplanung, Diagnostik und Intervention benötigen wir dabei eine Systematisierung von Wissensbeständen. Die letzten beiden Kapitel widmen sich beispielhaft und detailliert dem ganz konkreten Vorgehen in der Praxis vor Ort. An einem durchlaufenden und zahlreichen weiteren Fallbeispielen wird die Praxis des »pädagogisch-therapeutischen Milieus« systematisiert, veranschaulicht und lebendig in den einzelnen Schritten entlang eines übergreifenden Modells und weiterer Schaubilder vorgestellt. Abschließende Gedanken zur ethischen Dimension in diesem Arbeitsbereich – auf personeller, institutioneller wie gesellschaftlicher Ebene – beenden diese Überlegungen.

Anliegen dieses Buches ist eine vertiefte Betrachtung des »pädagogisch-therapeutischen Milieus«, das auf der Basis historischer Erfahrungen und Publikationen ruht, aber durch Forschungsergebnisse aus den letzten Jahren, z. B. die KATA-TWG Studie, jedoch auch viele weitere, an aktuelle Ergebnisse und Diskussionen anknüpft. Die Verknüpfung der beiden Dimensionen könnte konzeptionelle Weiterentwicklungen innerhalb der Heimpädagogik, der stationären Jugendhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie befördern helfen und Anregungen für weitere Arbeiten in diesem Versorgungssegment bieten. Die Systematisierung von Wissensbeständen und Praxiserfahrungen wird jedoch auch noch zu einem anderen

Zweck benötigt: in der Auseinandersetzung und Zusammenschau mit anderen Professionen und Disziplinen im Fachdiskurs und in der Sozialpolitik. Auf diese Weise kann sich auch das im psychosozialen Arbeitsbereich immer wieder zitierte schlechte Selbst- und Fremdbild der beteiligten Berufsgruppen in ein qualifizierteres und auch anerkannteres Selbst- und Fremdverständnis verändern. Die Entwicklungen in den letzten Jahren weisen bereits in diese Richtung. Das Buch erhebt daher bei seinen häufig sehr interdisziplinär geprägten Überlegungen, die sich noch stark in Entwicklung befinden, auch in der 2. überarbeiteten Auflage keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist jedoch mit dem Anliegen geschrieben, einer Berufsgruppe, die eine anspruchsvolle und herausfordernde Arbeit leistet, Lust auf »noch mehr« zu machen und ihr damit den Respekt und die Anerkennung einzubringen, die sie dafür verdient.

Berlin, im Februar 2017
Silke Birgitta Gahleitner

Erik – eine »Jugendhilfekarriere« mit vielen Abbrüchen

Erik hatte bereits eine beachtliche Reihe von Beziehungs- und Hilfeabbrüchen hinter sich, bevor er in die Therapeutische Jugendwohngruppe einzog. Wegen Vernachlässigung und Gewalt in der Ursprungsfamilie seit dem sechsten Lebensjahr fremd untergebracht, verlebte er einen großen Teil seiner Kindheit in einem katholischen Kinderheim. Ab dem 16. Lebensjahr schloss sich ein Aufenthalt in einer nachmittags betreuten Jugendwohngemeinschaft an. Dieser ungewohnte Freiraum erwies sich für Erik auf Basis der bisherigen Erfahrungen im Kinderheim als nicht hilfreich. Da der Rahmen in der Wohngemeinschaft für Erik nicht zu halten war, entschied das Jugendamt sich kurzzeitig für eine eigene Wohnung. Drogenexzesse und Kriminalität waren die Folge und führten schließlich zu einem Abbruch aller Hilfen. Erik verbrachte einige Zeit in Obdachlosigkeit, bevor er über eine Drogenspezialeinrichtung den Weg in die Therapeutische Wohngruppe (TWG) fand.

Auf die Sehnsucht »alles wird gut« folgt die »Erstverschlimmerung«

Den Weg von der Straße in die Einrichtungen erinnert er zunächst positiv: »Für mich war das anfangs sehr schön ... weil wenn man da von, ich sag' mal von der Straße, gleich in so ein in so ein schönes Haus kommt, immer was zu essen und Ansprechpartner sind da und Betreuer ... das war anfangs sehr schön, man hat sich sehr geborgen gefühlt. Natürlich ist es auch immer fremd und ein bisschen komisch, und Regeln, viele Regeln, auch einige Regeln, die man nicht so akzeptieren will ... aber sonst war man erst mal erleichtert, dass man wieder irgendwo wohnen kann, ein Dach über dem Kopf hat und man was zu essen hat und einem geholfen wird erstmal.« Die Problemlagen ließen nach dem Einzug jedoch nicht lange auf sich warten: »Ich habe mir das halt so vorgestellt, ich bin jetzt in der TWG, ich zieh' da jetzt ein, und dann wird alles wieder gut von automatisch, ... die machen das schon alles.«

Erst mit der Zeit wird Eric deutlich, was Veränderungsprozesse tatsächlich bedeuten: »Ich habe eigentlich noch gar nicht so richtig verstanden, was Therapie ist oder was mir das bringen soll oder ob ich überhaupt clean bleiben will, sondern das war einfach mehr so, ja man wohnt da jetzt erst mal, und da geht's einem erst mal gut,

und man denkt gar nicht so weit, so viel an die Zukunft oder denkt soweit voraus, sondern lebt einfach im Hier und Jetzt. Dann hat man sich halt eingelebt, ... und dann, um so mehr ich mich eingelebt habe, umso mehr war ich auch ich selber, und dann kamen die ersten Probleme, kamen dann zum Vorschein, dann ging es eigentlich los, die Therapie, zumal ich das gar nicht so verstanden habe, dass ich jetzt Therapie mache, an mir arbeite anfangs oder sonst irgendwie, sondern einfach nur, ja kamen meine Probleme zum Vorschein, und die musste man erst mal irgendwie aus der Welt ... an jeder Situation halt erst mal arbeiten, weil, ja, ich war einfach noch nicht so weit.«

Erik wurde bald rückfällig: »Kaum war ich aus der Probephase draußen, war ich rückfällig, und ich war dann lange Zeit so, dass ich halt regelmäßig rückfällig war, ja, ich hatte dann … ich war immer sehr impulsiv, sehr hektisch, sehr nervös, sehr aggressiv, und die Aggressionen kamen auch oft durch mit mir, sehr oft sehr viele Gegenstände irgendwie, na zerstört, kaputtgemacht, ich habe da meine Wut ausgelassen … war schwierig am Anfang, wenn man oft rückfällig ist, aggressiv wird, dann kam noch irgendwann Depression dazu, das war dann sehr schwierig.«

Der anstrengende Weg, sich kennenzulernen

Heute, im Rückblick, kann Erik gut reflektieren, was damals in ihm vorgegangen ist: »Also irgendwann holt einen dann die Vergangenheit ein. Und dann irgendwann in der TWG, was man für Schwierigkeiten hat, die waren bestimmt vorher auch da, die Aggressionen und der Kontrollverlust, die waren auch da, bloß die habe ich halt noch nicht so als Problem wahrgenommen, das hat mich eben nicht so weiter gestört … Da kamen halt die Sachen raus, die man halt vorher nicht so mitbekommen hat, die Probleme halt … ist halt so, man ist 16, man trinkt ein bisschen, ist mit Idioten unterwegs … dann fühlt man sich toll, wenn man sich prügeln kann und so, so war das halt ... aber irgendwo hat man dann halt verstanden: ›Scheiße, da läuft was nicht richtig, und ich will irgendwo hin, ich habe meine Ziele‹ ... und dann haben die Probleme angefangen, dann kamen halt auch Sachen auch zum Vorschein, mit denen ich mich vorher nicht beschäftigt hatte, Heimaufenthalt und familiäre Probleme, einfach dafür, da war keine Zeit für, ich war ja immer im Stress oder habe konsumiert oder sonst was, und dann kam ich da zur Ruhe halt, und denn habe ich meine Probleme halt dadurch nur kennengelernt.«

Eberhard, sein Betreuer, bestätigt Eriks Wahrnehmung von der Anfangsphase in der Einrichtung: »Mit der Zeit hat er gemerkt … hier könnte ich Fuß fassen. Und mit seinen Aggressionen ist er natürlich

sehr oft bei vielen Leuten angeeckt, dass er halt Schwierigkeiten hatte, sich so an das Regelwerk zu halten ... Anfänglich war es auch ein großes Problem, Misserfolge zu akzeptieren, natürlich gepaart mit einem sehr geringen Selbstbewusstsein«, sagt Eberhard, kommt aber sogleich auf die positiven Entwicklungen von Erik zu sprechen, über die er sich sichtlich stolz zeigt: »Also das war anfangs noch eine Problematik, die sich aber immer mehr relativiert hat, je realistischer er sich selbst gesehen und eingeschätzt hat.« Erik dagegen ist noch nicht mit sich zufrieden: »Die Kontinuität fehlt bei allen Sachen ein bisschen, das Durchhaltevermögen.« Bei genauerem Nachfragen stellt sich jedoch heraus, dass er aktuell clean ist, seine Aggressionen im Griff hat und mit den Depressionen so umgehen kann, dass er seine Ziele nicht aus den Augen verliert. Dazu gehört in erster Linie, einen weiteren Schulabschluss zu machen. Seine Ambivalenz gegenüber dem Erfolg hat damit zu tun, dass es nach dem Auszug aus der TWG in ein weniger betreuungsintensives Erwachsenenprojekt nochmals einen schweren Rückfall gab: »Teilzeitbetreuung, also viele betreuungsfreie Zeiten, ... alles alleine machen, sag' ich mal so ... ich war dann auch zu dem Zeitpunkt der Meinung ich habe kein Problem mit Alkohol, das habe ich schon im Griff, dann war das, ging ganz schnell, da war ich schon heimlich rückfällig über einen langen Zeitraum, über ein halbes Jahr ... und die letzten ein, zwei Monate war, ja, das war die falsche Gruppenkonstellation ... wir vier sind rausgeflogen … ich hätte noch mal hin gedurft, bloß ich war denn wieder schon so in dem Sumpf drinne, in diesem Kreislauf, da waren schon die nächsten Partys geplant ... auf einmal wieder obdachlos, und dann ging es ganz schnell, dann war ich auch ganz schnell wieder in der Klinik.«

Die »Strohhalm-Beziehung« beim Absturz

Auf die Frage, wie er es denn dann geschafft habe, wieder zurückzufinden, erzählt Erik: »Ich weiß nicht, wo ich war, wo mein Geld ist, wo meine Karten sind, wo, alles vergessen halt, ... habe dann den Klinikaufenthalt abgebrochen, weiter konsumiert, konsumiert, obdachlos gewesen, und immer wieder immer wieder ... ja und irgendwo, ich habe dann mit Eberhard wieder immer telefoniert ab und zu.« Eberhard hat diese für ihn sichtlich schwierige Zeit keineswegs vergessen: »Für mich war's natürlich ein bisschen ein Drahtseilakt also, ... und ich habe ihm immer gesagt: ›Ich bin für dich da, ja, aber du musst auch akzeptieren, wenn ich dir sage, ich kann jetzt nicht‹, das hat er auch immer eingehalten.« Bei dem Versuch, Erik von der ehemaligen Einrichtung aus zu unterstützen, gab es jedoch noch weitere Hürden. Nach den vielen Rückfällen wurde Erik als

hoffnungsloser Jugendhilfefall eingeschätzt, ihm wurde keine Hilfe mehr in der Region finanziert: »Der junge Mann ist raus,« zitiert Eberhard die Behörden, »und der hat auch keine wirkliche Chance, es sei denn, er würde sich noch mal auf eine Langzeittherapie einlassen.« Unter vielen Mühen und immensem Einsatz von Eberhard gelang die Rückkehr in das Erwachsenenprojekt, diesmal unter neuen Vorzeichen für Erik: »Aber natürlich gibt's 'n Unterschied, ich habe einiges verstanden ... ich habe einfach gemerkt, ich bin jetzt einfach bereit irgendwie, intensiver Therapie zu machen, ja, ... bin jetzt bereit irgendwie, richtig was zu ändern, ... natürlich auch mit Schwierigkeiten ... ich kann mich ja nicht von heut' auf morgen ändern, aber jetzt ist es anders, eine andere Sicht auf die ganze Sache.« Eberhard sagt rückblickend: »Ich habe öfter über ihn nachgedacht und bin auch dran geblieben und habe ihm halt gut zugeredet, ich habe mir immer wieder gedacht: ›Der kommt‹, ich glaub' auch immer noch, dass er das schafft, bloß er braucht Zeit, er braucht seine Zeit.«

Was wirkt?

Umfassend Kontinuität und Beziehung anbieten

Eberhard schätzt das Angebot, das Erik brauchte, um trotz seiner bereits sehr abwärts gerichteten Jugendhilfekarriere Fuß fassen zu können, als sehr umfassend ein. Aus der Zeit mit Erik erzählt er: »Ich denke, was für ihn ganz wichtig war, war erst mal, dass wirklich immer jemand da ist, 24 Stunden, das war für ihn damals, denke ich, konzeptionell das Beste, was ihm passieren konnte. Und ja, ansonsten denke ich einfach, die sehr authentische ehrliche Bindung, die Möglichkeit, Vertrauen zu haben zu jemandem, also zu der Einrichtung im Allgemeinen, aber auch speziell zu mir. Ich denke, dass ich verschiedene Rollen hatte einfach, und die konnte ich ganz gut bedienen, ich war halt auf der einen Seite ein Kumpel, großer Bruder, Vater, ich war aber auch der Bezugsbetreuer, ich war Wächter, ja also, der wirklich auch knallhart einfach auch mal durchgegriffen hat und ihm die Bettdecke weggezogen hat und Grenzen gesetzt hat, ... ich habe ihn konfrontiert mit seinen Schwächen, aber auch mit seinen Stärken, und da sind wir, glaube ich, durch eine, ja das war, das war mal wilde Fahrt, mal ruhigere, und wir sind durch Höhen und Tiefen gemeinsam gegangen, und dadurch hat sich dann eben auch Bindung ergeben, wo man einfach